

Sprache – Kognition – Kultur

Sprache zwischen mentaler Struktur
und kultureller Prägung

Herausgegeben von
Heidrun Kämper
und Ludwig M. Eichinger

Sonderdruck



Walter de Gruyter · Berlin · New York

LUDWIG M. EICHINGER

Podiumsdiskussion: Disziplinarität und Interdisziplinarität in der Sprachwissenschaft

Zur Einführung

Das Tagungsthema „Sprache, Kognition, Kultur“ greift einerseits weit über das hinaus, was man üblicherweise als den Bereich der Sprachwissenschaft bezeichnet. Andererseits sollten die wissenschaftlichen Nachbar- und Randbereiche, die mit den Titelwörtern *Kognition* und *Kultur* angesprochen worden sind, im Hinblick auf ihre Beziehung zur Beschreibung sprachlicher oder zumindest sprachbezogener Phänomene befragt werden. In dieser Konstellation lag es nahe, am Ende noch einmal zu überlegen, was diese Einbettung für das Selbstverständnis der Disziplin Sprachwissenschaft heißen kann, oder andersherum gesehen, ob das Anlass gibt, den Schwerpunkt wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Sprache eher in einem der angesprochenen anderen Bereiche zu sehen, als in dem, was man als Kern der sogenannten modernen Linguistik betrachten kann. Die Diskussion solcher Fragen hat in letzter Zeit auch an wissenschaftspolitischer Aktualität gewonnen, nicht zuletzt durch die Anfang 2006 veröffentlichte Stellungnahme des Wissenschaftsrates zu den Geisteswissenschaften, in der vielleicht nicht einmal so sehr der Sinn interdisziplinären Arbeitens in den Geisteswissenschaften problematisiert als auf die Bedeutung eines disziplinären Fundaments für geisteswissenschaftliche Forschung hingewiesen wird.

Es bot sich zu diesem Zwecke an – und es entspricht der Tradition unserer Jahrestagungen – über diese Fragen nicht nur monologisieren zu lassen, sondern sie der Hoffnung auf Erkenntnisgewinn im Dialog anheimzugeben. Zu diesem Zweck haben wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einer Gesprächsrunde gebeten, die von Hause aus an unterschiedlichen Positionen des von unserem Thema ausgebreiteten Feldes der Beschäftigung mit sprachlichen Phänomenen und genauer noch des Deutschen beheimatet sind, diese Positionen aber in einer Weise ausfüllen, dass sie prinzipiell als der transdisziplinären Grenzüberschreitung „verdächtig“ gelten können.

Wenn diese Personen und die Positionen, denen man sie zuordnen kann, gleich noch kurz vorgestellt werden, wird man sehen, dass damit im wesentlichen der Bereich Sprache und Kultur abgedeckt wird, die kognitionswissenschaftliche Sicht bleibt jedenfalls eher im Hintergrund. Man kann dafür eine

sachliche Rechtfertigung darin sehen, dass es im Bereich zwischen Kognition und Sprache eher um ergänzende Sichtweisen und ein Verhältnis der gegenseitigen Anregung und Kooperation geht, während die verschiedenen kulturwissenschaftlichen Annäherungen stärker auf eine Verschiebung des Zentrums wissenschaftlicher Sprachbeschreibung zielen.

Die Podiumsrunde bestand – in alphabetischer Reihenfolge – aus Ulla Fix, Jochen Hörisch, Ludwig Jäger und Philipp Sarasin.

Frau Prof. Dr. Ulla Fix ist Professorin am Germanistischen Institut der Universität Leipzig. Wenn man auf die Disziplinarität der Beteiligten Bezug nehmen will, so stellt Frau Fix die Sprachwissenschaftlerin in der Runde, die allerdings in der Vielfalt der Herangehensweisen, die sie vor allem für ihre textlinguistischen und stilistischen Arbeiten nutzt, sich zweifellos methodisch und im Traditionsbezug sprachbezogenen Nachbardisziplinen annähert. Prof. Dr. Jochen Hörisch hat den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur und qualitative Medienwissenschaft der Universität Mannheim inne und hat daher mit kulturellen und auch, wenn man so will, technischen Entfaltungen des Sprach-Themas in vielerlei Hinsicht Kontakt. Dass das Buch, an dem er derzeit schreibt, den (Arbeits-)Titel „Bedeutsamkeit“ trägt, passt zweifellos zu unserem Thema. Prof. Dr. Ludwig Jäger, Inhaber des traditionsreichen Lehrstuhls für deutsche Philologie an der RWTH Aachen, den Hans Glinz innehatte, ist für den Diskussionszusammenhang nebst manchem anderen dadurch ausgewiesen, dass er der geschäftsführende Direktor des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation ist. Prof. Dr. Philipp Sarasin kommt von der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich, und seine Nähe zu unserem Podiumsthema lässt sich damit andeuten, dass er intensiv über Foucault gearbeitet hat, und mit dem Titel eines seiner letzten Bücher lässt sich diese Nähe vielleicht sogar benennen: „Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse“.

Um dem Gespräch soviel gemeinsamen Boden zu geben, dass darauf eine sinnvolle wissenschaftliche Diskussion aufbauen kann, hatten wir den Podiumsteilnehmern drei Fragen vorgelegt, die als Rahmen für ihre einleitenden Ausführungen dienen sollten. Die drei Fragen lauteten:

1. Wie definieren Sie (für sich) Kultur?
2. Was sind (in diesem Kontext) Ihre Erkenntnisinteressen?
3. Welche Gründe gibt es, dieses Feld der Kultur der Linguistik zu überlassen bzw. nicht zu überlassen.

Im Folgenden sind die Stellungnahmen der Podiumsteilnehmer abgedruckt. Sie sind im Wesentlichen in der Form belassen worden, in der sie vorgetragen wurden. Den Verfassern ist dafür zu danken, dass sie Texte in dieser vergleichsweise ungeglätteten Form zugänglich gemacht haben, lässt sich so doch deutlicher als bei einer nachträglichen Bearbeitung sehen, wie sehr die disziplinäre Herkunft die Argumentation prägt, und zwar umso stärker, je kon-

kreter die angesprochenen Fragen werden. Allerdings betrifft das schon das in der Diskussion zentrale Konzept von Kultur, dessen Abgrenzung zu Natur (wahlweise auch Biologie) und Technik dann eben auch einen wesentlichen Diskussionsstrang innerhalb eines generell akzeptierten (mehr oder minder) konstruktivistisch gefärbten Rahmens bildete.

Dieser Bericht über das Podium wird durch eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse der sich an die Podiumsstellungen anschließenden Diskussion abgeschlossen, die von Heidrun Kämper verfasst wurde.¹

ULLA FIX:

Ich vertrete einen konstruktivistischen, lebensweltlichen Ansatz, nach dem unter Kultur alles das gefasst wird, was Menschen in einer Gemeinschaft handelnd hervorbringen. Anders gesagt: Kultur ist das von Menschen Gemachte und das gleichzeitig auf sie, die Menschen, Zurückwirkende,² und das heißt, alles das, was die Existenz einer Gemeinschaft ermöglicht. Kultur wird von mir also verstanden als Prozess sozialen Konstruierens.³

Aus diesem überdisziplinären Begriff leite ich meinen sprachlich orientierten ab. Sein Kern ist, dass auch Sprache – ganz im Sinne des „von Menschen Gemachten“ – nichts Starres und nichts unabhängig von uns Existierendes ist. Vielmehr bringen die Mitglieder einer Gemeinschaft ihre Sprache im Gebrauch gemeinsam hervor und verändern sie, immer im Bezug auf ihre Lebenspraxis.⁴

Was ist nun in diesem Falle das „von Menschen Gemachte“? Es sind Angebote von Symbolisierungssystemen, nämlich von Wissens-, Bedeutungs- oder Sinnsystemen, ohne die wir uns nicht verständigen könnten, und es sind Orientierungsmuster, die uns das Handeln ermöglichen bzw. erleichtern, also die Menge von Mustern, Routinen, Formen, Verfahren, die eine Gemein-

¹ Bedauerlicherweise ließ sich die Diskussion (v.a. auch zwischen den Podiumsteilnehmern) wegen eines Defekts der Aufnahmetechnik des Tagungsorts nur zum Teil rekonstruieren, und kann daher nicht dokumentiert werden.

Nach der Öffnung der Diskussion ins Plenum ging es neben den bereits in den Statements angesprochenen Themen und der Fortführung der dort geführten Diskussion kulturalistischer Deutungsmuster in einem naturalistisch-biologischen Umfeld besonders um die Frage des Verhältnisses zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Diskurswelten (Konrad Ehlich, Angelika Redder), um die Frage der Begrenzungen eines konstruktivistischen Ansatzes gegenüber neurobiologischen Erkenntnissen (Beatrice Primus) und der wissenschaftshistorischen Positionierung kulturwissenschaftlicher Modelle (Manfred Bierwisch), letztlich um den Punkt, wieweit eigentlich das linguistische Interessenspektrum und Problembewusstsein v.a. durch die neurophysiologischen Erkenntnisse zur Sprachverarbeitung erweitert werde (Gisela Zifonun, Manfred Bierwisch).

² Assmann (2000, S. 21): „[...] das, was Menschen sind und sein können.“

³ Antos/Pogner (2003, S. 396) sprechen von Kultur als Prozess sozialer Konstruktion.

⁴ Nach Bausinger (1980, S. 59 f.) ist „Kultur / ... / nicht nur eine Vorgegebenheit, sondern auch das Ergebnis von gesellschaftlichen Akten eines jeden Einzelnen, die ihrerseits kulturbestimmt sind.“

schaft hervorgebracht hat. Im Bereich der Sprache sind das z. B. Wortverwendungen, Kollokationen, Idiome, Textsorten/Gattungen.

Man kann kaum besser als an Textsorten sehen, was Kultur als Prozess sozialer Konstruktion ausmacht:

- Bereits die Tatsache, dass Textsorten (Orientierungsmuster) existieren, also das Faktum, dass Gemeinschaften über Textsorten als ein Mittel ihres „ordnenden Zugriffs“ auf die Welt verfügen, ist ein kulturelles Phänomen.⁵
- Dass Textsorten in verschiedenen Kulturen in verschiedener Ausprägung existieren, ist ein zweites kulturelles Phänomen in diesem Zusammenhang: Je nach Kultur sind verschiedene Zugriffe auf die Welt zu konstatieren.

Die Bemerkungen zu meinem kulturwissenschaftlichen Erkenntnisziel hängen eng mit der Antwort auf die dritte Frage zusammen, nämlich der, ob man den – science-orientierten – Linguisten das Feld (nicht oder doch) überlassen solle. Das allgemeine Erkenntnisziel einer kulturalistischen Sprachwissenschaft muss nach dem bisher Gesagten heißen, dass Sprache in Beziehung zum Menschen zu untersuchen ist, dass also zu fragen ist, was Menschen mit Sprache machen und was die Sprache mit den Menschen macht. Es ist aufschlussreich, dass erst dann das Interesse der Öffentlichkeit an Sprache erwacht, wenn man sprachliche Phänomene nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Bedeutung für menschliches Handeln und Befinden und als Hervorbringung dieses Handelns untersucht. Arbeiten wie – wahllos aus der Fülle herausgegriffen – die Analysen der Rede Jennings vom 10. 11. 1988 (Girnth, Heringer, von Polenz u. a.), die Geschichte des Umgangs mit Eigennamen (Bering) wie die Analysen sozialer Stile (Kallmeyer, Keim) werden immer auf einen Bedarf auch außerhalb der Sprachwissenschaft stoßen.

Gefragt nach drei Gründen, das Feld der Sprachwissenschaft (nicht) zu überlassen, antworte ich mit nur einem, der mir besonders wichtig ist: Die Reduzierung des Faches auf die Struktur bzw. auf das System, wie sie gelegentlich mit einem gewissen Alleinvertretungsanspruch betrieben wird, bringt die Isolierung der Sprachwissenschaft mit sich, d. h. ihre Entfernung von anderen Disziplinen und vom Sozialen und Kulturellen generell. Die Folge ist, zugespitzt formuliert: Die Gesellschaft weiß mit der Linguistik so wenig anzufangen wie die Linguistik mit der Gesellschaft. Wollen wir jedoch von anderen Disziplinen wahrgenommen werden, wollen wir gar vom „Leben“ gebraucht werden, kann eine auf die Struktur reduzierte Sprachwissenschaft als alleinige „Wissenschaft von der Sprache“ nicht die Lösung sein.

Im Gegensatz dazu liegt es gerade im Charakter des Kulturellen, dass es sich vereinzelnder Betrachtung entzieht. Anders gesagt: Kulturelle Ausprägungen erfasst man nicht im einzeldisziplinären Zugriff. Vielmehr sind sie auf eine interdisziplinäre – besser noch auf eine transdisziplinäre – Herangehens-

⁵ Bei Linke (2003, S. 45) heißt dies „Selbstdeutung und Weltdeutung einer Gesellschaft“.

weise angewiesen, auf den Austausch zwischen den Fächern („interdisziplinär“) und die Öffnung des eigenen Faches gegenüber Fragen und Erkenntnissen anderer Fächer („transdisziplinär“).

Zwei Fälle aus dem Bereich der Geisteswissenschaften zur Illustration am Schluss: Der eine Fall steht unter dem Motto ‚Die anderen wissen nicht genug von dem, was wir tun‘. Ein Beispiel: Gerhard Schulze untersucht in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ soziale Milieus nach ihrer Zeichenhaftigkeit und nach ihren Stilen. Er äußert sich auch, wenngleich nur höchst knapp und vage, zum Sprachgebrauch im Sinne von Gesprächsstilen. Interessant ist nun, dass sich im Literaturverzeichnis keine einzige soziolinguistische, keine gesprächsanalytische und auch keine pragmatistische Arbeit findet, obwohl gerade in diesen, wie wir wissen, eine Menge „zu holen gewesen wäre“, was im Falle von Schulzes Buch zu wünschenswerten genaueren Aussagen geführt hätte. Folgerung: Wir müssen unsere Arbeiten mehr publik machen. Jochen Hörischs und Harald Weinrichs Vorschläge, essayistisch bzw. für die Nachbardisziplinen verständlich zu schreiben, könnten eine Lösung sein.

Der zweite Fall wird überschrieben mit der Feststellung ‚Wir beachten nicht genug, was die anderen tun‘. Wir beachten z. B. kaum, dass es durchaus Nachbardisziplinen gibt, die das transdisziplinäre Potential der Sprachwissenschaft längst erkannt haben, und wir gehen daher nicht darauf ein. Ein Beispiel: Vertreter von Theologie, Ägyptologie, Altorientalistik, Literaturwissenschaft, um nur einige Fächer zu nennen, haben den Wert der Textlinguistik als einen Ansatz transdisziplinärer Forschung für ihre Auseinandersetzung mit Gattungs- und Textsortenproblemen erkannt und nutzen ihn. Folgerung: Die Motivation „von außen“ ist also da, erbracht von Vertretern anderer Disziplinen, die durch ihre Fragen und Herangehensweisen auf eine „Bringepflicht“ der Sprachwissenschaft hingewiesen haben.

Der Herausforderung kann und sollte sich eine transdisziplinär arbeitende kulturalistische Sprachwissenschaft nicht entziehen.

JOCHEN HÖRISCH:

Ich will und kann keine genuine eigene Kulturtheorie vorstellen, sondern ich glaube, wir sind gut beraten, wenn wir uns bei der Klärung des Kulturbegriffes an die Üblichkeiten halten. Und da ist es sinnvoll, einfach nachzuschlagen, wo er herkommt. Wir alle wissen, dass eine Verwendung wie „Agrikultur“ etymologisch und sachlich eine der frühen Verwendungen von *Kultur* ist. Also kann man fragen: Was ist Kultur? Ich halte es dann eben mit der Feuerzangenbowle: Wir stellen uns ganz dumm. Kultur liegt dann vor, wenn man vergleichsweise naturwüchsig etwas vorfindet und daraus etwas Neues macht. Alle Kritiker werden sofort sagen, das „scheinbar Naturwüchsige“ ist eben das „scheinbar“ Naturwüchsige – wo hätten wir in Deutschland noch eine Landschaft, die nicht in diesem oder jenem Sinne bearbeitet worden wäre. Aber wer in diese Landschaft hinein „Agrikultur“ implementiert, verändert

sie ausdrücklich. Da war kein Weinberg. Ich pflanze den Weinberg an, dann habe ich agrikulturell etwas aktiviert. Wenn man diesen Begriff jetzt theoriefähig machen will, hieße das nichts anderes als dies, dass Kultur mit Vorgeblichem umgeht und das Vorgegebene in etwas Gegebenes transformieren will. Das ist die eigentliche Aufgabe von Kultur: ein Transformationsakt; aphoristisch, mit all den üblichen Einschränkungen – ich habe sie ja angedeutet –, Natur in etwas Künstliches zu transformieren. Wenn man es dann begrifflich noch pointierter ausdrücken will, könnte man etwa mit der Systemtheorie sagen: Kultur und kulturelle Aktivitäten sind Kontingenzverstärkung. Es könnte ganz anders sein. Man könnte da, wo ein Weinberg angebaut wird, auch eine Fichtenmonokultur anbauen, weil das ökonomisch sinnvoller ist, da keiner mehr Wein trinken will und dergleichen mehr. Man tut das aber nicht. Also man hat diese und jene Option offen und man entscheidet sich für diese. Also Kultur ist Kontingenzverstärkung.

Man kann das sinnvollerweise absetzen von Medien. Ich sitze hier ja auch als Vertreter der Medienwissenschaft und könnte sagen: Wenn man zu so einem Begriff ‚Kultur als Kontingenzverstärkung‘ kommt (alles könnte ganz anders von uns gemacht sein, als es gemacht ist), dann hätten Medien umgekehrt die Aufgabe der Realitätsverstärkung. Viele werden jetzt widersprechen und sagen: vollkommen naiver Realitätsbegriff! Aber, prüfen Sie sich selbst. Wir sitzen – ich bleibe bei dem Klischee 11. September –, vor den Fernsehmonitoren und denken: Ist's Traum, ist's Wirklichkeit? Ist das ein etwas perverser Spielfilm? Aber warum läuft er dann zur selben Zeit auf allen Kanälen? Das Ereignis ist hochgradig unwahrscheinlich, aber irgendwann akzeptieren wir dann, dass es wirklich so ist, dass am 11. September in New York und in Washington usw. das geschieht, wovon alle behaupten, dass es geschieht. Auch wenn wir nicht dabei waren, akzeptieren wir es dann. Ich käme also zu einer sehr naiven, aber, wie ich hoffe, tragfähigen Entgegnung und würde sagen: Medien sind Realitätsverstärker, Kultur ist Kontingenzverstärker.

Das lässt sich mit Sinn auf Sprachverhältnisse übertragen. Ich selbst bin in Düsseldorf linguistisch groß geworden und 1. tief davon geprägt und 2., wie Lu Jäger weiß, traumatisiert als armer Literaturwissenschaftler. Der Stand meiner linguistischen Ausbildung ist etwa der von Düsseldorf 1975, was nur als Kompliment zu verstehen ist, denn ich denke, avantgardistischer konnte Linguistik nie sein als damals. Ich darf das sagen, weil ich kein Linguist bin. Worauf will ich hinaus? Mir hat immer sehr diese Trampelpfadtheorie von Rudi Keller eingeleuchtet. Wenn Sprache sich verändert, WIE verändert sie sich dann? Wir müssten Shakespeare und Goethe sein, was wir nicht sind, um uns einzureden, wir könnten Sprache verändern. Wir wissen alle, dass wir individuell Sprache nicht verändern können. Es hat mir aber immer eingeleuchtet: Wenn viele einen Trampelpfad begehen, nicht nur ich alleine, weil der Weg zur Mensa über den Rasen einfach attraktiver ist, dann ändert sich was. Dann bin ich das kleine Moment, das im Rahmen einer Sprachstruktur durch

bestimmte Verwendungsweisen zu sprachlichen Veränderungen kommen kann. Das wäre eine eigentümliche Möglichkeit zwischen Natur – bitte, hören Sie ganz viele Anführungsstriche mit –, und Kultur hin- und herzuschwanken. Trampelpfad wäre sozusagen dasjenige, was zwischen sprachlicher Natur und sprachlicher Kultur vermittelt.

Damit das nicht abstrakt bleibt, will ich es an drei Beispielen mir selbst und, wenn Sie es akzeptieren, auch Ihnen deutlich machen: Es hat keiner – korrigieren Sie mich, wenn das eine falsche individuelle Erfahrung ist, die ich verallgemeinere –, es hat keiner, als ich studierte, gesagt, „es macht Sinn“. Wir konnten alle doch so gut Englisch, dass wir wussten, die Angelsachsen sagen „it makes sense“. Ein ordentlicher Deutscher sagte „das hat Sinn“ oder „es ist sinnvoll“, oder „das ist Unsinn“, was er da gesagt hat. Heute sagen alle „es macht Sinn“. Ich halte das für eine Trampelpfadverschiebung, denn wir alle sind Konstruktivisten geworden, in Ihrem Sinne, Frau Fix. Derjenige, der sagt „es macht Sinn“, ist auf Luhmann'schem Niveau. Er weiß, dass Sinn konstruiert ist. Wenn er besonders schlau ist, weiß er auch umgekehrt, dass die Konstruktion von Sinn tatsächlich Konstruktion von Sinn ist. Es ist wirklich so, dass wir Konstruktivisten sind. Wer Konstruktivist ist, muss ja nicht Antirealist sein, sondern ein Konstruktivist kann ja ein besonders gescheiter Realist sein und sagen, tatsächlich und realiter ist es so, dass wir Konstruktivisten sind und keine anderen Möglichkeiten haben.

Mein zweites Beispiel ist gelehrter. Es weiß heute (da bin ich ein wenig bildungsbürgerlich arrogant), mit Ausnahme aller, die hier im Saal sitzen, von jungen Studierenden keiner mehr, dass, wenn man sich „immatrikuliert“, man sich einer Alma mater, einer Mutter, verschreibt.

Die Semantik ist einfach weggebrochen, die Lateinkenntnisse sind nicht mehr da. Man assoziiert auch nicht mehr „Universität“ – „Alma mater“, die nährenden Mutter, mit der „Alimentation“ der Dozierenden und der Studierenden. Man verwendet die Worte weiter, aber der Fokus der Aufmerksamkeit ist durch sprachliche Gewohnheiten, oder das Aus-dem-Gebrauch-kommen sprachlicher Gewohnheiten so, dass das ganze Assoziationsfeld, auch das Sexistische, das Erotische – ‚cognoscere feminam, cognoscere veritam‘, und er erkannte sie, die nackte Wahrheit zu entschleiern –, die Alma mater nicht mehr als erotischen Ort wahrnehmen lässt. Das ganze Spiel läuft nicht mehr, es sei denn im Hirn alternder Professoren, die noch Restbestände von Latein zu haben glauben. Ansonsten ist es weg. Also „it makes sense“, „immatrikulieren“, „Alma mater“.

Das dritte Beispiel: Meine Studien in der Erforschung der Inuit-Sprachen liegen lange zurück, aber ich habe in der Presse vernommen, dass dieses Klischee, es gäbe in den Eskimo-Sprachen sechzig Bezeichnungen für „Schnee“, vollkommen falsch ist. Ich kann es nicht klären, ob dies stimmt oder nicht. Es soll in Inuit-Sprachen zwei Bezeichnungen für „Schnee“ geben: einmal Schnee, der liegt und einmal Schnee, der fällt. Es war aber seit Jahrzehnten, wenn ich es richtig mitbekommen habe, ein geradezu klassisches Beispiel für

Sprachrelativismus: Guckt euch das an! Wie arm sind wir mit Bezeichnungen für „Schnee“! Wie reich sind die Eskimos! Und Sie kennen die Whorfschen Theorien mit Farben und dergleichen mehr. Also Sprachrelativismus! Ich finde es erschütternd und spannend zu sehen, dass dies wohl nicht stimmt. Ich kann als Deutscher sagen: Tiefschnee, Neuschnee, Altschnee ... und die Liste könnte jetzt – wir schlagen den Duden auf –, idiotisch lang sein; die Beschreibung ist einfach falsch! Wir haben ganz offenbar im Deutschen um die sechzig Möglichkeiten, Schnee und Schneeformen zu beschreiben. In Eskimosprachen gerade zwei!

Mein kleiner Appell an die Linguistik wäre (und ich kann es mir leicht machen, weil ich das ja nicht umsetzen muss), solche auch populären Fragestellungen stärker in den Mittelpunkt zu stellen und deutlicher zu machen, wie stark der Grenzgängergang ist, den linguistische Forschung leisten kann in dem unendlich spannenden Feld zwischen dem, was wir als Natur rubrizieren und dem, was wir als Kultur machen. Und daran wird sich (clash of cultures, clash of civilizations) sehr sehr viel entscheiden. Ich sage es jetzt nicht nur aus Opportunismus, aber auch aus Opportunismus: Ich halte Linguistik für DAS Grundlagenfach schlechthin (das muss ich auf der IDS-Tagung sagen) und meine etwas arrogante Formulierung wäre: Machen Sie mehr daraus! Seien Sie noch selbstbewusster, als Sie sowieso schon sind!

LUDWIG JÄGER:

Ich möchte das Stichwort „Selbstbewusstsein“ in einer kleinen Bemerkung zum Problem der Whorfschen Relativitätstheorie aufgreifen: Es gibt eine umfangreiche neue Debatte unter dem Titel „Rethinking Linguistic Relativity“, die von Levinson und anderen z. B. hinsichtlich des Problems von Kognition und Raum angestoßen worden ist.⁶ Wenn auch Whorf selbst hinsichtlich vieler seiner Annahmen nicht empirisch bestätigt werden können, so wurde doch seine Hypothese der Sprachlichen Relativität – im Kontext natürlich anderer empirischer Fragestellungen – inzwischen sehr gut bestätigt. Insofern hätten wir also noch mehr Grund, selbstbewusst zu sein.

Ich will in meinem Statement⁷ eine kleine Vorbemerkung zu dem Titel unserer Diskussion machen, die ja den Namen „Disziplinarität und Interdisziplinarität“ trägt. Mit dieser Vorbemerkung möchte ich beginnen, weil viele der Probleme, die wir haben, vielleicht mit einer wissenschaftshistorischen Tradition zusammenhängen, in der wir stehen, ohne es möglicherweise hinreichend zur Kenntnis zu nehmen.

⁶ Vgl. z. B. Levinson (2003); Gumperz/Levinson (1996) sowie zahlreiche aktuelle Forschungsergebnisse der Language and Cognition Group des Max Planck Institute for Psycholinguistics in Nijmegen. Vgl. auch Jäger (2003).

⁷ Das Statement basiert nicht auf einem schriftlich formulierten Text. Der Charakter der Mündlichkeit wurde deshalb weithin erhalten.

Peter Weingart und Nico Stehr haben die Wissenschaftsentwicklung der letzten Jahrhunderte rekonstruiert als eine Bewegung, die im 17. und 18. Jahrhundert sozusagen als vordisziplinäre begann und im 19. Jahrhundert zur Disziplinenbildung geführt und auch unsere Disziplin eigentlich erst hervorgebracht hat.⁸ Die Linguistik, die Sprachwissenschaft, ist zunächst als „Deutsche Philologie“ durch die Emanzipation aus der klassischen Philologie, und später dann durch die Emanzipation von der Philologie überhaupt, entstanden.⁹ Wenn wir in die Vorlesungsverzeichnisse der Berliner Humboldt-Universität kurz nach ihrer Gründung 1810 sehen, dann können wir feststellen, dass die Fächer Germanistik, Romanistik und Anglistik, gemeinsam mit dem Reitunterricht, unter den „Diensten“ geführt werden und nicht im Verzeichnis der Wissenschaften. Dieser Prozess der Disziplinbildung ist für das 19. Jahrhundert charakteristisch. Das 20. Jahrhundert wird dann von vielen Wissenschaftsforschern als ein „postdisziplinäres Zeitalter“ begriffen, und viele unserer Probleme resultieren ja aus den Bedingungen dieses postdisziplinären Zeitalters, die mit einer Verschiebung der disziplinären Matrizes, d. h. mit neuen Grenzziehungen auf dem Feld der Wissenschaften verbunden sind.

Mein Lehrstuhl trägt noch die Denomination „Deutsche Philologie“. Diese Bezeichnung stammt aus den frühen 1960er Jahren, als mit ihr im Prinzip noch das Ganze des Fachs gemeint war. Später wurde „Deutsche Philologie“ reduziert auf Sprachwissenschaft – und seit Ende der 1960er Jahre existiert die Germanistische Sprachwissenschaft im heutigen Sinne als Ausgründung aus dem Zusammenhang einer philologischen Germanistik.

Also müssen wir, wenn wir über Interdisziplinarität und Disziplinarität nachdenken, diese Veränderung der disziplinären Matrix von Wissenschaft und der Funktion von Wissenschaft bedenken. Das heißt, von „Problemverstehen“ sind die Wissenschaften generell zu „Problemlösen“ geworden, eine Veränderung, die darauf reagiert, dass sie sich gesellschaftlichen Ansprüchen und Erwartungen ausgesetzt sehen. Viele der neueren Wissenschaftsamalgame, wie z. B. die Kognitionswissenschaften, die ja aus vielen Einzelwissenschaften zusammengesetzt sind, sind ebenso wie die Kulturwissenschaften Reaktionen auf diesen Prozess. Dieser beginnt im Prinzip auch für die Linguistik mit der Bestimmung der veränderten Rolle der Geisteswissenschaften zu Anfang der 1990er Jahre. Frühwald, Jauß, Koselleck und andere haben in ihrer berühmten Denkschrift das Problem der Kommunikation und Sprache ins Zentrum ihrer Reformaufforderung gestellt, ohne dass die Linguistik bislang angemessen darauf geantwortet hätte. Einer der Kernsätze des Buchs von 1991 lautet: „Die Forderung generell an die Geisteswissenschaften ist, die veränderten Kommunikationsverhältnisse zu bedenken, die für die kulturellen Selbstverständnisse durch moderne Kommunikationstechnologien ent-

⁸ Vgl. Weingart/Stehr (2000).

⁹ Jäger (1987).

standen sind.“¹⁰ Mit diesem Kernsatz verbinden Frühwald et al. eine Aufforderung zur Modernisierung der Geisteswissenschaften, die dann etwa zur Gründung des kulturwissenschaftlichen Paradigmas in den Geisteswissenschaften oder zu dem führten, was man „cultural turn“ genannt hat. Eine wesentliche Forderung dieser die 1990er Jahre kennzeichnenden und jetzt eigentlich vom Wissenschaftsrat für beendet erklärten Phase der kulturwissenschaftlichen Orientierung bestand darin, dass die Geisteswissenschaften sich öffnen sollten gegenüber den Natur- und Technikwissenschaften und – was ganz wichtig ist – dass der Snowsche Gegensatz – man kann ihn auch den Diltheyschen Gegensatz von „Erklären“ und „Verstehen“ nennen – verabschiedet werden sollte.¹¹ Von dieser altcartesianischen Orientierung her können wir demnach unsere Selbstverständnisse nicht mehr bestimmen, und vielleicht müssen wir auch die Grabenkriege zwischen „verstehenden“ und „erklärenden“ Wissenschaften für beendet erklären. Ich plädiere deshalb für das, was ich „methodologischen Liberalismus“ nenne. Das heißt, wir werden gezwungen sein, Forschungsfragen aus dem Umfeld der „verstehenden Wissenschaften“ erklärenden Wissenschaftsansätzen zugänglich zu machen. Es wird also nicht sinnvoll sein, zu sagen, die Geisteswissenschaften könnten sich von den erklärenden experimentellen Wissenschaften dadurch abgrenzen, dass sie im Diltheyschen Sinne „Geist“ zum Gegenstand haben und über eine eigene Methodologie verfügen, nämlich über das Verstehen.

Das ist, glaube ich, der historische Hintergrund, der zu einer Veränderung des Kulturbegriffs geführt hat. Wir waren lange gewohnt, Kultur – soziologisch gesprochen – als ein Subsystem der Gesellschaft, also als ein Teilsystem unserer Kultur, zu verstehen. Gerade auch die medialen und kommunikativen Veränderungen haben aber dazu geführt, dass die gesamte Gesellschaft sich sowohl medialisiert als auch technisiert und kulturalisiert hat. Kultur ist kein Teil unserer postindustriellen Gesellschaften mehr, sondern durchdringt sie in allen Filiationen, insbesondere durch die Medien. Deswegen wäre es auch nicht sinnvoll, zu sagen, Kultur sei nur noch das, was Cassirer ein „Ensemble symbolischer Formen“ genannt hat¹² oder was Geertz als „symbolisches Netzwerk“ bezeichnete.¹³ Sie ist auch nicht einfach „Text“ (es gibt ja eine ganze Reihe von Versuchen, Kultur als Text zu bestimmen¹⁴). Hier sei Foucault erwähnt, der ja erfreulicherweise in der Sprachwissenschaft intensiv diskutiert und rezipiert worden ist, aber immer nur hinsichtlich seines Diskursbegriffs und nicht hinsichtlich des für den Kulturbegriff wirklich wichtigen zweiten Terminus, nämlich dem des „Dispositivs“.¹⁵ Erst der Dispositivbegriff öffnet

¹⁰ Frühwald et al. (1991), S. 183.

¹¹ Vgl. Snow (1967); Dilthey (1875).

¹² Cassirer (1964).

¹³ Geertz (1987).

¹⁴ Vgl. etwa Bachmann-Medick (1996).

¹⁵ Vgl. Foucault (1981); ebenso Jäger (2007).

die Sphäre des Kulturellen auch zu technischen Systemen und nichtmenschlichen Agenten.

Insofern glaube ich, eine wichtige Forderung, die wir aufgrund dieses Befundes stellen müssen, ist die, dass wir die obsoleete Entgegensetzung von Natur und Geist/Kultur aufzugeben haben, weil nämlich der Kulturbegriff Veränderungen erfahren hat, die einfach von dieser Opposition nicht mehr leben. Und wir selbst forschen als Linguisten über einen Gegenstand, der das augenfällig demonstriert. In die Biologie der Spezies, in die Gattungsausstattung des Menschen (über die wir ja heute von Herrn Bierwisch sehr viel gehört haben), ist Kulturalität eingeschrieben. Das heißt, Kultur ist ein Teil unseres biologischen Programms. Das gilt auch für die Sprache, die in einem schwierigen Verhältnis ausgespannt ist zwischen *nature* und *nurture*. Und insofern ist es, wenn wir unsere Forschungsparadigmen ansehen, unsinnig, davon auszugehen, dass wir uns auf die Seite des Geistes und der symbolischen Welten schlagen könnten, während es die *Sciences* auf der anderen Seite mit den Welten der Natur zu tun haben. Wenn wir so denken und die Wissenschaftsparadigmen weiterhin so sortieren, dann werden wir sehr schnell ins Abseits geraten.

Mein Plädoyer wäre also, Fragen, die aus dem Repertoire der Geistes- und Kulturwissenschaften, auch dem der Sprachwissenschaft, kommen – also z. B. die klassische Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken –, so zu reformulieren, dass sie experimenteller Untersuchung zugänglich werden, d. h. mit den Mitteln experimenteller Wissenschaft zu versuchen, Fragen zu operationalisieren, die vorher in diesem Kontext so nicht gestellt worden sind.

Ich möchte hierzu zwei Beispiele aus dem Kontext unserer Arbeit im Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg „Medien und kulturelle Kommunikation“ (SFB/FK 427) geben: Wir stellen z. B. in cross-lingualen Untersuchungen zu Laut- und Gebärdensprachen die Frage: Welche Auswirkungen hat die Nichtverschriftetheit von Gebärdensprachen auf die kognitive Verarbeitung von sprachlichem Wissen? (Sie wurde ja heute schon einmal in der Diskussion des Vortrags von Frau Primus aufgeworfen.) Ich halte diese Frage für absolut wichtig. Wenn man gegenwärtig Zugang zu einer Kultur von nicht verschrifteten Sprachen hat, wie es die Gebärdensprachen sind – die in ihrer dialektalen Vielfalt und auch in ihrer Nichtverschriftetheit, wie man sagen könnte, etwa dem Status des vorlutherschen Deutsch entsprechen –, dann ist es interessant zu fragen: Können wir aus dieser Nichtverschriftetheit Rückschlüsse auf die kognitive Verarbeitung von Sprache ziehen? Hat die modal-mediale Differenz zwischen Laut- und Gebärdensprachen Auswirkungen auf die Struktur des sprachlichen Wissens? Und in der Tat lassen sich solche Auswirkungen nachweisen.¹⁶

Ein zweiter Forschungsbereich, der vielleicht zunächst auf Linguisten befremdlich wirkt, ist unser Projekt zur Zahlenverarbeitung und zwar zu der

¹⁶ Vgl. etwa Fehrmann/Jäger (2004) und Grote (2004) sowie Grote/Linz (2002).

Frage, ob und, wenn ja, wie die Verarbeitung von Zahlen von Zahlwortsystemen bzw. von notationalen Systemen abhängt, in denen Zahlen repräsentiert werden. Und auch hier ist wieder die cross-linguale Untersuchung von Laut- und Gebärdensprachen interessant, weil die Deutsche Gebärdensprache ein 5er-basiertes Zahlwortsystem hat, während die Lautsprache über ein 10er-basiertes Zahlwortsystem verfügt. Was sich hier als Ergebnis der Studien zeigt, ist, dass es eine medialitätsneutrale kognitive Verarbeitung von Zahlen nicht gibt, sondern dass Zahlen immer in Relation zu notationalen Systemen bzw. Zahlwortsystemen verarbeitet werden.¹⁷ Das ist eine klassische Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken, sozusagen heruntergeholt auf die Ebene einer empirischen Forschungsfragestellung, in deren Rahmen man sie experimentell untersuchen kann.

Soweit mein kleines Plädoyer für einen neuen methodologischen Liberalismus in der Sprachwissenschaft.

PHILIPP SARASIN:

Ich komme von jenseits des Randes, aus der Geschichtswissenschaft, wobei ich nicht Wirtschafts- und Sozialgeschichte treibe, sondern Kulturgeschichte oder Geschichte des Wissens. Vielleicht vorausschickend, anknüpfend an das, was schon gesagt wurde: Historiker sind von Haus aus, würde ich sagen, jedenfalls neuerdings, konstruktivistisch ausgerichtet. Sie denken relativistisch, d. h. sie können keine metahistorischen Essenzen irgendwelcher Art annehmen. Ich muss gewisse Dinge aufgreifen, die Herr Jäger jetzt sehr pointiert angesprochen hat und die ich, glaube ich, zum Teil ein ganz klein wenig anders sehe, wobei ich gewisse Fragen nochmals aufwerfen will.

Im Jahr der sogenannten Geisteswissenschaften kann man die Frage, was ist Kultur, glaube ich, mit einer Abgrenzung einführen – im Jahr der „sogenannten“ Geisteswissenschaften, weil mir nicht klar ist, was dieser „Geist“ sein soll. Ich glaube tatsächlich, dass Kultur, auch wenn das jetzt vielleicht von der deutschen Bildungspolitik nicht mehr so gesehen wird, ein Nachfolgekonzept von „Geist“ ist. Und zwar insofern, weil Kultur nicht an Kategorien wie Bewusstsein, Intuition oder Verstehen gebunden ist, auch wenn sie diese Kategorien natürlich nicht ausschließt, das ist ganz klar. Ich würde ganz allgemein sagen, vielleicht ist das eine zu eigene Definition, aber ich kann mit ihr einigermaßen leben: Kultur ist für mich die Summe aller symbolischen Systeme, Sprachen, Codes, mit denen Menschen den Dingen in der Welt Bedeutung verleihen und insofern die Dinge der Welt auch hervorbringen. Die Dinge der Welt sind dann etwas für Menschen. Das kann beim Fichtenwald anfangen, bis hin zur sprachlichen Schöpfung.

Ich würde da unterstreichen: Bedeutung und Sinn sind nicht Voraussetzung dafür, um Kultur zu analysieren. Ich muss Bedeutung und Sinn nicht ver-

¹⁷ Vgl. etwa Nuerk/Willmes (2004) sowie Iversen/Nuerk/Jäger/Willmes (2006).

stehen, um die Kultur zu analysieren, sondern ich verstehe sie als Effekte von symbolischen Mustern und Formen, von denen ich sagen würde, ich beschreibe sie eher, als dass ich sie verstehe. Vielleicht ist das der alt/neue Gegensatz von erklären und verstehen. Ich würde diesen Gegensatz auch nicht mehr sehr stark machen, selbstverständlich muss auch z. B. ein Foucault'scher Diskursanalytiker einfach die Aussagen der Sätze, die er vor sich hat, verstehen in einem ganz banalen basal-hermeneutischen Sinne. Er kann Französisch oder Latein und ist Teil der christlichen oder der modernen Kultur und versteht die Aussagen. Nur, diese Art von Analyse von Kultur, von der ich sprechen möchte, baut nicht auf diesem Verstehen, auf diesem Sinnverstehen auf, sondern zielt auf ein Erklären oder Beschreiben des Erscheinens von Aussagen.

Zweitens, wenn Kultur, sehr vage und allgemein formuliert, die Summe von symbolischen Systemen ist, die Bedeutung generieren, dann untersucht Kulturanalyse die Dinge in der Welt insofern – und das sind zwei Einschränkungen, die ich machen möchte –, als sie 1. nicht biologische Dinge sind (ich möchte diesen Punkt nochmals aufgreifen, Herr Jäger hat dazu ja interessante Dinge gesagt), meine erste Einschränkung, und 2. indem sie nicht REIN technisch strukturiert sind. Selbstverständlich ist die Abgrenzung zwischen „Kultur und Technik“ nur idealtypisch möglich, weil alle technischen Artefakte immer von kulturellen Bedeutungen durchdrungen sind. Es ist aber ein technisches und kein kulturelles Phänomen, dass man Stahl und Plastik nicht mischen kann, und es ist nicht im Bereich der Kontingenzproduktion angesiedelt. Also: Es gibt technische Beziehungen und Verhältnisse in der Welt, die wir nicht als kulturelle beschreiben würden, meine zweite Einschränkung.

Nun, wichtiger ist mir aber die Abgrenzung von der Soziobiologie, die selbstverständlich auch eine eher idealtypische ist. Ich möchte Ihnen aber schildern, wie die gleichsam strategische Situation sich meines Erachtens heute darstellt: Ich wurde eingeladen, an der Universität Zürich für das Uni-Magazin an einer Diskussion, mit einem Psychologen teilzunehmen, der Mitglied einer Arbeitsgruppe von Neuro- oder Bioökonomern ist. Die haben Versuche angestellt mit Oxytocin, einem Hormon, das Novartis per Nasenspray zur Verfügung stellt. Man kann es einatmen, und es steigert das Vertrauen. Und die Ökonomen konnten zeigen, dass nach Einnahme von Oxytocin-Spray Investitionsentscheide anders gefällt werden. Die Frage an mich als Kulturwissenschaftler war: Was steuert nun menschliches Verhalten? Da muss ich natürlich sagen – Kultur, bzw. kulturelle Systeme. Auch wenn es sicher richtig ist, dass die Kultur- und Sprachfähigkeit in die Biologie des Menschen eingeschrieben ist, sind wir hier doch auf zwei sehr verschiedenen Feldern, um zu beschreiben, wie Menschen funktionieren. Und heute ist, z. B. in der „Weltwoche“ oder in der F.A.Z., eine Renaissance der Soziobiologie zu beobachten, eine echte Offensive der Soziobiologie, die sagt, Kultur ist ein Epiphänomen. Kultur ist so etwas wie die Schaumkrone an der Oberfläche, im Wesentlichen sind es hormonelle Prozesse, die Menschen steuern. Oder, wie

ein österreichischer Soziobiologe in der „Weltwoche“ im Interview gesagt hat, „wenn ein Mann eine Frau sieht, läuft ein Programm ab, wie in einer Waschmaschine“. So – das ist im Grunde die Auseinandersetzung, die wir zurzeit zu führen haben.

Zur dritten Frage: Sprache und Kultur. Sollten wir das den Linguisten überlassen, oder nicht? Ich habe einen Assistenten, von Frau Linke ausgebildet, der eine ganz ausgezeichnete Abschlussarbeit geschrieben hat, in der er linguistische Instrumente verwendet. Und ich glaube tatsächlich, wir brauchen, wenn Kultur etwas mit symbolischen Systemen zu tun hat, diese Basiswissenschaftler, die uns sagen können, wie diese symbolischen Systeme zu analysieren sind. Das ist völlig klar. Nur: In meiner Forschungspraxis sind zwei Untersuchungsdimensionen besonders wichtig. Eine, die nun auch schon angesprochen wurde: Diskurse im Foucault'schen Sinn, im dezidiert Foucault'schen Sinn als Teil von, wie Herr Jäger zu Recht gesagt hat, größeren Dispositiven, die natürlich sowieso nichtsprachlicher Natur sind, also Gefängnisbauten oder sonstige materiellen oder institutionellen Voraussetzungen von Machtausübung. Diskurse sind aber auch bei Foucault sehr dezidiert als etwas beschrieben worden, was mit Sprachwissenschaft nichts zu tun hat. Diskurse lassen sich nicht sprachwissenschaftlich beschreiben, sondern, in dicken Anführungszeichen, „inhaltlich“. Es geht um Propositionen. Was wird gesagt und warum kann eine bestimmte Aussage zum Zeitpunkt X erscheinen und eine andere nicht? Foucaults Unterscheidung war ja immer, dass er sagt, Sprache ermöglicht eine Vielfalt von Aussagen und Sinnproduktion, der Diskursanalytiker hingegen fragt: Warum wurde angesichts dieser möglichen Vielfalt aber immer nur sehr wenig real ausgesagt? Das ist eine genuin historische Frage.

Die zweite Dimension nun allerdings, die ich durchaus mit der Diskursanalyse verknüpfen möchte und auch zu tun versuche, ist die Analyse von Metaphern und Metonymien, also eines der – ich muss dies Ihnen nicht sagen, ich bin da eher der Dilettant –, für mich zentralen Tools, um das Funktionieren von Sprache als Sprache in einer gegebenen historischen und diskursiven Situation zu untersuchen, um gleichsam noch einen größeren Auflösungsgrad in meiner Analyse zu erreichen hinsichtlich von Bedeutungsproduktionsprozessen. Nun, zusammengefasst: Ich kann Diskurse relativ grob anschauen: Was ist sagbar zum Zeitpunkt X? Und ich kann zweitens mit Metaphernanalysen genauer untersuchen, was wird zuerst in diesen diskursiven Räumen wie gesagt? Was passiert in bestimmten Aussagen tatsächlich?

HEIDRUN KÄMPER

Die Podiumsdiskussion hat gezeigt: 1. Das konstruktivistische Grundaxiom von der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit hat allgemeine Gültigkeit. Daraus leitet sich das Grundverständnis von Kultur als Ergebnis gesellschaftlicher Verständigungs- und Sinngebungsprozesse ab. 2. Hinsicht-

lich der Erkenntnisziele ist die einende Perspektive das Verhältnis von Sprache und Mensch bzw. Gesellschaft, sei dieses Verhältnis manifest z. B. in der Geschichte der Textsorten (Fix), in der Konstruktion von Welt durch die Medien (Hörisch), in dem Verhältnis von Sprache und Denken (Jäger), in diskursiven Dispositiven (Sarasin). 3. Die Linguistik ist eine Basiswissenschaft innerhalb der Kulturwissenschaften. Insofern Kultur als Prozess von Sinngebungen verstanden wird, kommt der Sprachwissenschaft eine zentrale Rolle zu: Sie formuliert sowohl die analytischen Modelle als auch die den Zugang zu kulturwissenschaftlicher Forschung eröffnenden Fragen.

Literatur

- Antos, Gerd/Pogner, Karl-Heinz (2003): Kultur- und domänengeprägtes Schreiben. In: Wierlacher, Alois/Bogner, Andrea, (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar, S. 396–400.
- Assmann, Aleida (2000): Kulturwissenschaften im internationalen Vergleich. In: Akademie-Journal 1/2000, S. 20–22.
- Bachmann-Medick, Doris (Hg.) (1996): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M.
- Bausinger, Hermann (1980): Formen der Volkspoesie. Berlin.
- Cassirer, Ernst (1964): Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil – Die Sprache. Darmstadt.
- Dilthey, Wilhelm (1875): Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Hrsg. v. Georg Misch. Stuttgart/Göttingen.
- Fehrman, Gisela/Jäger, Ludwig (2004): Sprachraum – Raumsprache. Raumstrategien in Gebärdensprachen und ihre Bedeutung für die kognitive Strukturierung. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München, S. 177–191.
- Fix, Ulla (2003): Interdisziplinäre Bezüge der Textsortenlinguistik. In: Hagemann, Jörg/Sager, Sven F. (Hg.): Schriftliche und mündliche Kommunikation. Begriffe, Methoden, Analysen. Tübingen, S. 89–100.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.
- Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Koselleck, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhard (1991): Geisteswissenschaften heute. Frankfurt a. M.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.
- Grote, Klaudia (2004): „Mediale Relativität“? Auswirkungen der gestisch-visuellen und vokal-auditiven Sprachmodalität auf semantische Strukturen. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München, S. 193–220.
- Grote, Klaudia/Linz, Erika (2002): The Influence of Iconicity on Semantic Conceptualization Processes. In: Müller, Wolfgang G./Fischer, Olga (Hg.): From Sign to Signing. Iconicity in Language and Literature 3. Amsterdam/Philadelphia, S. 23–40.
- Gumperz, John J./Levinson, Stephen C. (Hg.) (1996): Rethinking Linguistic Relativity. Cambridge.
- Iversen, Wiebke/Nuerk, Hans-Christoph/Jäger, Ludwig/Willmes, Klaus (2006): The Influ-

- ence of an External Symbol System on Number Parity Representation, or What's Odd About 6? In: *Psychonomic Bulletin & Review* 13(4), S. 730–736.
- Jäger, Ludwig (1987): *Philologie und Linguistik. Historische Notizen zu einem gestörten Verhältnis*. In: Schmitter, Peter (Hg.): *Geschichte der Sprachtheorie*. Tübingen, S. 198–223.
- Jäger, Ludwig (2004): *Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen*. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. München, S. 15–42.
- Jäger, Ludwig (2007): *Zur transkriptiven Logik des kulturellen Gedächtnisses*. In: Lartillot, Françoise/Gellhaus, Axel (Hg.): *Monument/Document. La variance des textes dans les différentes disciplines de la germanistique européenne, 38e congrès de l'Association des Germanistes de l'Enseignement Supérieur* (Aachen), mai 2005. Bern/Berlin u. a. [im Druck].
- Levinson, Stephen C. (2003): *Space in Language and Cognition. Explorations in Cognitive Diversity*. Cambridge.
- Linke, Angelika/Günthner, Susanne (2006): *Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse*. In: *ZGL* 34, S. 1–27.
- Lützeler, Paul Michael (2000): *Die kulturalistische Wende in den Geisteswissenschaften*. In: *Akademie-Journal* 2000/1, S. 16–19.
- Nuerk, Hans-Christoph/Willmes, Klaus (2004): *Externe und interne Repräsentationen von Zahlen und ihre Beeinflussung durch sprachliche Strukturen*. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. München, S. 251–274.
- Schulze, Gerhard (1995, 5. Aufl.): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt. New York.
- Snow, Charles Percy (1967): *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*. Stuttgart.
- Weingart, Peter/Stehr, Nico (Hg.) (2000): *Practising Interdisciplinarity*. Toronto.

„Die kulturalistische Wende in den Geisteswissenschaften ist die Wende hin zur Inter- und Transdisziplinarität.“ (Lützeler 2000, S. 18)

